

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 20

Artikel: Wie ein Schnupfen kuriert wird
Autor: Twain, Mark
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-621492>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie ein Schnupfen kuriert wird



Es mag eine schöne Sache sein, zur Unterhaltung des Publikums zu schreiben, aber weit verdienstvoller und edler ist es, zur Belehrung, zum Nutzen, zum wahren Wohl seiner Mitmenschen zu schreiben. Deshalb will ich folgende Geschichte erzählen. Wenn es mir gelingt, dadurch auch nur einem Leidenden wieder zur Gesundheit zu verhelfen, in seinem matten Blick das Feuer freudiger Hoffnung neu zu entzünden und seinem müden Herzen den raschen Pulschlag vergangener Tage zurückzugeben, so sehe ich all meine Mühe reichlich belohnt und meine Seele von jener heiligen Wonne durchströmt, die jeder empfindet, sobald er eine gute, selbstlose Tat vollbracht hat.

Da ich stets ein untadeliges Leben geführt habe, darf ich glauben, dass keiner, der mich kennt, meine Ratschläge zurückweisen wird, aus Furcht, ich könnte ihn täuschen wollen. Darum hoffe ich, dass das Publikum mir die Ehre antut, meine hier festgehaltenen Erfahrungen bei der Behandlung eines Schnupfens zu lesen und danach zu handeln.

Als das weisse Haus in Virginia-City abbrannte, verlor ich meine Behausung, meine Behaglichkeit, meine Gesundheit und meinen Koffer. Der Verlust der beiden erstgenannten Artikel war leicht zu verschmerzen; denn eine Behausung, wenn auch ohne Mutter, Schwester oder entfernte junge Verwandte, die uns die schmutzige Wäsche wegräumt, unsere Schuhe vom Kaminsims nimmt und uns so daran erinnert, dass jemand an uns denkt und für uns sorgt, ist leicht zu finden. Was die Behaglichkeit anbetrifft, so war ich ja kein Dichter und daher nicht zu schwermütiger Trauer über ihren Verlust verpflichtet. Aber eine gute Gesundheit zu verlieren und einen noch besseren Koffer, das war sehr unangenehm. Bei der Feuersbrunst zog ich mir nämlich eine schwere Erkältung zu, als ich mich übermäßig bemühte, irgend etwas gegen den Brand zu tun.

Als ich das erstemal niesen musste, gab mir ein Freund den Rat, ein warmes Fussbad zu nehmen und nachher gleich ins Bett zu gehen. Das tat ich. Kurz darauf meinte ein zweiter, ich solle aufstehen und eine kalte Dusche nehmen. Eine Stunde später versicherte mir ein dritter, man müsse «einen Schnupfen füttern und ein Fieber aushungern». Mich plagte beides, und ich hielt es daher für das Beste, mich des Schnupfens wegen toll und voll zu essen und dann zu fasten und das Fieber verhungern zu lassen.

Mit halben Massregeln begnüge ich mich in solchen Fällen nie. Ich beschloss also, nach Kräften zu essen, und wurde nun der beste Kunde eines Fremden, der an jenem Morgen gerade ein neues Restaurant eröffnet hatte. In ehrfurchtsvollem Schweigen stand er neben meinem Tisch, bis ich meinen Schnupfen genügend gefüttert hatte; dann fragte er, ob die Leute in Virginia-City häufig vom Schnupfen befallen würden. Als ich erwiderte, das sei schon möglich, ging er hinaus und nahm sein Wirtshausschild herunter.

Ich begab mich nun ins Büro und begneigte unterwegs einem guten Freund, der mir erklärte, es gäbe auf der Welt kein wirksameres Schnupfenmittel, als einen Viertelliter warmes Salzwasser zu trinken. Ich zweifelte zwar, ob in meinem Magen noch genügend Platz sei, aber versuchen wollte ich es trotzdem. Das Ergebnis war überraschend. Mir war, als müsste ich meine unsterbliche Seele von mir geben.

Da ich meine Erfahrungen lediglich zum Nutzen derer niederschreibe, die vom selben Uebel befallen sind wie ich, halte ich es für richtig, sie vor den Mitteln zu warnen, die sich bei mir als unwirksam erwiesen haben. Aus vollster Ueberzeugung gebe ich ihnen daher den Rat, sich vor warmem Salzwasser zu hüten. Es mag ja ein ganz gutes Mittel sein, aber mir scheint es zu stark. Wenn ich wieder einmal einen Schnupfen hätte, und es bliebe mir nur die Wahl, meine Rettung in einem Erdbeben oder in einem Viertelliter Salzwasser zu finden, so würde ich es mit dem Erdbeben versuchen.

Nachdem sich der Sturm in meinem Innern etwas gelegt hatte und auch kein barmherziger Samariter mehr auftauchte, borgte ich mir wieder Taschentücher und zerschneuzte sie zu Atomen. Das trieb ich so lange, bis ich einer Dame begegnete, die von jenseits der Prärien kam. Sie hatte dort in einer Gegend gelebt, wo Mangel an Aerzten herrschte, und die Not hatte sie, wie sie behauptete, gelehrt, einfache Alltagskrankheiten mit viel Geschick zu behandeln. Sie sah aus, als wäre sie hundertfünfzig Jahre alt und ich war überzeugt, dass sie eine lange Erfahrung hinter sich hatte.

Sie braute einen Trank aus Sirup, Scheidewasser, Terpentin und allen möglichen Kräutern zusammen und erteilte mir die Weisung, jede Viertelstunde ein Weinglas davon einzunehmen. Nach der ersten Dosis verzichtete ich jedoch; sie genügte, um mich aller moralischen Grundsätze zu berauben und die unwürdigsten Triebe in mir wachzurufen. Unter ihrem teuflischen Einfluss wälzte ich in meinem Hirn die ungeheuerlichsten und niederträchtigsten Pläne, aber zum Glück war meine Hand damals zu schwach um sie auszuführen. Hätten nicht die unfehlbaren Schnupfenmittel durch wiederholte Angriffe meine Kraft völlig erschöpft, ich wäre wahrhaftig imstande gewesen, auf Leichenraub auszugehen.

Wie die meisten anderen Leute habe auch ich zuweilen gemeine Regungen und handle danach; bevor ich aber jene Arznei einnahm, hatte ich es noch nie zu einem solchen Grad menschlicher Ruchlosigkeit gebracht; und ich war sogar noch stolz darauf. Nach zwei Tagen war ich wieder so weit, dass ich aufs neue an mir herumdoktern konnte. Ich wandte noch allerlei unfehlbare Mittel an und vertrieb schliesslich die Erkältung aus dem Kopf in die Lunge.

Nun plagten mich dauernd Hustenanfälle, und meine Stimme sank unter den

Nullpunkt. Ich unterhielt mich mit den Leuten in einem grollenden Bass, zwei Oktaven tiefer als sonst. Nachts kam ich erst dann zur Ruhe, wenn ich mich in einem Zustand gänzlicher Erschöpfung hineingehustet hatte; sobald ich aber im Schlaf zu sprechen begann, weckte mich das Krächzen meiner Stimme wieder auf.

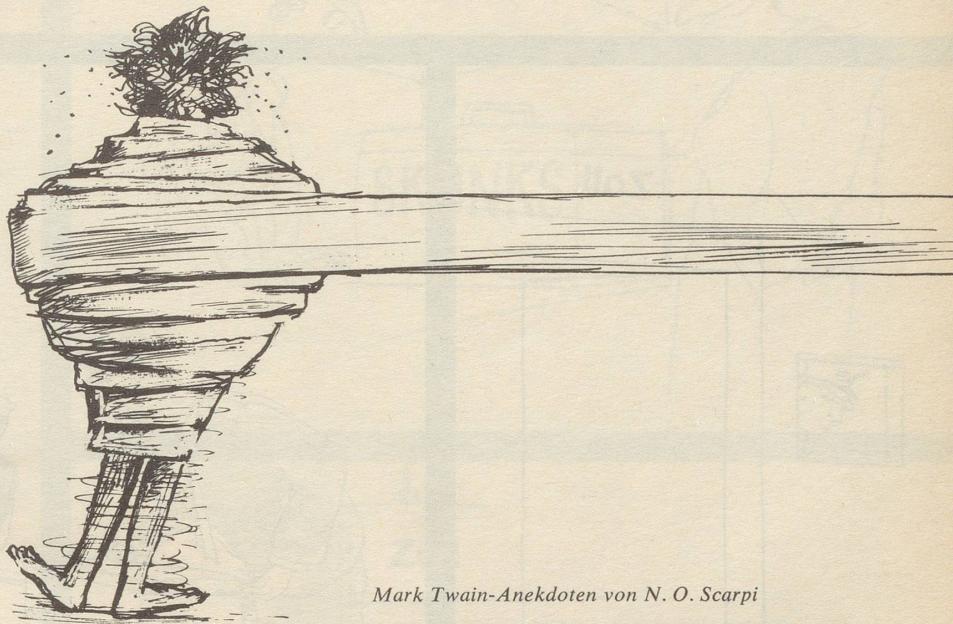
Meine Krankheit verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Man empfahl mir Wacholderschnaps. Ich trank ihn. Dann Schnaps mit Sirup. Auch den trank ich. Dann Schnaps mit Zwiebelsaft. Den tat ich zu den vorherigen und schluckte nun diese Mixtur, entdeckte aber keinen besonderen Erfolg, ausser dass ich einen Atem bekommen hatte wie ein Bussard.

Jetzt sah ich mich gezwungen, meiner Gesundheit durch Luftveränderung wieder aufzuholen, und so reiste ich mit meinem Kollegen, dem Reporter Wilson, an den Bigler-See. Nicht ohne gewisse Befriedigung denke ich zurück, wie vornehm wir reisten; wir benutzten nämlich die Pionierpost, und mein Freund nahm sein ganzes Gepäck mit, bestehend aus zwei prachtvollen seidenen Halstüchern und dem Dagerreotyp seiner Grossmutter. Am Ziel angelangt, unternahmen wir tagsüber Segelfahrten, gingen auf die Jagd, auf den Fischfang und zum Tanz, und die Nacht hindurch pflegte ich meine Erkältung. Durch diese Regelung gelang es mir, jeder der vierundzwanzig Stunden nutzbringend zu verwenden. Aber mein Schnupfen wurde nur immer schlimmer. Man empfahl mir nun einen nassen Wickel. Bisher hatte ich noch kein Mittel abgelehnt, deshalb schien es mir töricht, jetzt damit anzufangen. So versuchte ich es denn mit dem Wickel, obgleich ich keine Ahnung hatte, was für eine Prozedur das bedeutete. Sie wurde um Mitternacht vorgenommen. Ein Leintuch – es schien mir tausend Ellen lang – wurde in Eiswasser getaucht und mir um Brust und Rücken gewickelt, bis ich aussah wie der Schwapper einer Riesenkanone.

Es ist ein grausames Verfahren. Als der kalte Wickel das warme Fleisch berührte, fuhr ich vor Schreck zusammen und schnappte nach Luft wie ein Mensch in Todesnot. Das Mark gefror mir in den Knochen, mein Herzschlag drohte auszusetzen, und ich glaubte, mein letztes Stündlein sei gekommen.

Vor kalten Packungen möchte ich warnen. Neben der Unannehmlichkeit, eine bekannte Dame zu treffen, die aus ihr selbst am besten bewussten Gründen dich nicht sieht, wenn sie dir begegnet, und dich nicht kennt, wenn sie dich sieht, ist es die unangenehmste Sache von der Welt!

Aber was ich noch sagen wollte – als mein Schnupfen nach dem Wickel noch nicht geheilt war, gab mir eine befreundete Dame den Rat, mir ein Senfpflaster auf die Brust zu legen. Das hätte mich wohl wirklich kuriert, wäre nicht der junge Wilson gewesen. Beim Zubettgehen legte ich mir das Senfpflaster – und es war ein sehr schönes – zurecht, um es jederzeit zur Hand zu haben. Aber



Mark Twain-Anekdoten von N. O. Scarpi

Mark Twain besuchte den Schriftsteller Paul Bourget, der ihn mit der Traditionlosigkeit der Amerikaner neckte.

«Wenn ein Amerikaner nichts Besseres zu tun hat, gelingt es ihm vielleicht doch, herauszukriegen, wer sein Grossvater war», sagte Bourget.

«Und wenn ein Franzose nichts Besseres zu tun hat», erwiderte Mark Twain, «dann gelingt es ihm vielleicht doch, herauszukriegen, wer sein Vater war.»

Wilson bekam in der Nacht Hunger – den Rest kann sich der Leser selber ausmalen.

Nach acht Tagen Aufenthalt am Bigler-See ging ich nach Steamboat-Springs, wo ich Dampfbäder nahm und obendrein eine Menge Arzneien zu schlucken bekam, die scheußlichsten, die ein Apotheker je zusammengebraut hat. Sie hätten mich auf die Dauer sicher wiederhergestellt, aber ich musste nach Virginia-City zurückkehren, wo ich es trotz der verschiedenartigsten Medizinen erreichte, meine Krankheit sehr zu verschlimmern.

Endlich beschloss ich, nach San Francisco zu fahren. Am ersten Tag nach meiner Ankunft empfahl mir eine Dame im Hotel, ich solle alle vierundzwanzig Stunden zwei doppelte Whiskys trinken, und ein Freund, der in der Stadt wohnte, erteilte mir denselben Rat. Das machte zusammen also vier Doppelte. Das trank ich – und bin noch am Leben.

So habe ich nun in allerbester Absicht die mannigfachen Heilverfahren geschlendert, die ich kürzlich zur Behandlung meines Schnupfens durchgemacht habe. Ich empfehle sie besonders allen Schwindsüchtigen. Wenn sie damit einen Versuch machen und nicht gesund werden, so kann es sie höchstens umbringen.

Mark Twain schlenderte durch einen Park. Ein kleines Mädchen kam auf ihn zu und fragte, ob sie nicht mit ihm gehen dürfe. Mark Twain fühlte sich geschmeichelt, erzählte ihr eine Stunde lang die schönsten Geschichten, gab ihr dann einen Nickel und sagte:

«Jetzt geh nach Hause, und wenn du gross bist, kannst du deinen Bekannten erzählen, dass du mit Mark Twain spazieren gegangen bist.»

«Mark Twain!» wiederholte das Mädchen und brach in Tränen aus. «Und ich dachte, Sie seien Buffalo Bill!»

Mark Twain leitete eine Zeitung. Eines Tages erschien ein Herr und beklagte sich, man habe seinen Tod gemeldet, und er sei lebendiger als je. Twain war hartnäckig und erklärte, sein Berichterstatter sei die Genauigkeit selbst, und wenn er die Nachricht gebracht habe, so müsse sie auch stimmen. Doch der Besucher wollte keine Vernunft annehmen, beharrte darauf, dass er lebe, und verlangte eine Richtigstellung.

«Unmöglich! rief Twain. «Meine Zeitung bringt grundsätzlich keine Richtigstellung!»

Da lief der andere zum Anwalt und erreichte, dass Mark Twain gerichtlich aufgefordert wurde, die Nachricht zu demontieren. Nun musste Mark Twain sich fügen, und das tat er auf seine besondere Art. Er veröffentlichte in der nächsten Nummer den Namen des Nicht-Gestorbenen unter den Geburtsanzeigen.

Aus «Mark Twain: Schöne Geschichten». Copyright bei Diogenes-Verlag Zürich.